

Alexandra Herzog Galli



WIWAŠTEKA ALLEGRA

Alexandra Herzog Galli



WIWAŠTEKA ALLEGRA

Alexandra Herzog Galli

Wiwašteka Allegra

Books on Demand

© Copyright by Alexandra Herzog Galli

E-Mail: herzgalli@sunrise.ch

www.wiwasteka-allegra.com

Satz, Umschlaggestaltung, Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH,
Norderstedt

ISBN 978-3-8423-8521-4

Für Yves Philipp Galli

Den Frauen und Männern von damals gewidmet

Kleine Lesehilfe

Wiwašteka Allegra = ›Wi‹waschtéko: Alle:gra

Omašte = Omaschté

Manitoša = Manitoscha

›w: wie im englischen walking

š: als seh wie im französischen
Charme

é wie é im französischen Habitué

e: wie das a im englischen Shake

o: wie das o im englischen Hobby

Kapitel 1

An meinen Liebsten in der Ferne

Voller Sorge schreibe ich Dir, Liebster, diese Zeilen. Beginnen möchte ich aber mit einer guten Nachricht, denn ein freudig Ereignis hat sich zugetragen, von dem ich Dir umgehend berichten will. Gestern am 10. April des Jahres 1836 ist uns ein wunderbar Geschenk widerfahren. Franklin Rutherford ist geboren, ich hoffe, sein Name ist in Deinem Sinne. Ein bildhübscher Junge, mit rosa Pausbacken und strammen Waden, ist unser Franklin Rutherford. Ganz so, wie es sich stolze Eltern wünschen. Ein großes Glück. Franklin Rutherford ist kräftig, er wiegt 3670 Gramm und ist stolze 49 Zentimeter groß. Franklin Rutherford ist so groß und so schwer, wie kein anderes unserer Kinder war. Verzeih, ich verschwieg Dir in meinem letzten Brief, dass ich in Erwartung bin, denn ich wollte Dich nicht beunruhigen. Vor allem nicht, nachdem Du, mein Liebster, nach der Geburt Augusta Eugénias wegen meines schlechten Gesundheitszustandes so erschrocken gewesen bist. In Wahrheit bin ich in solcher Weise aktiv und voller Tatendrang gewesen, dass mich Madeleine oft hatte zurückhalten müssen. Die lieben Nachbarn in Leesburg staunten, wie fröhlich ich, in Deiner Abwesenheit, auf dem Markt meinen Kommissionen nachging. Doktor Main hat uns noch am 10. April einen Besuch zur Teestunde abgestattet und wunderte sich, wie elegant ich meinen häuslichen Pflichten nachkomme. Sicher staunte er, als er heute vernahm, unser Sohn ist bereits geboren. Unsere Söhne und Töchter waren entzückt über ihren Bruder, standen brav und ruhig vor der Wiege und bestaunten dies liebe Wesen. Marie-Claire, Deine liebe Tochter Marie-Claire ist heute vor der Wiege geblieben und hat für Franklin Rutherford

gebetet. »Weil der Franklin noch nicht beten kann, will ich das für ihn tun, lieber Gott!«, sagte sie eifrig. Obwohl ich sonst nicht derart gläubig bin, der Herr im Himmel möge mir vergeben, war ich gerührt und musste weinen.

Weinen muss ich viel, seit mein Liebster fortgereist ist, denn ich weiß nicht, wo Du bist und wann Du, ich hoffe und bete, gesund wieder nach Hause kommst. Verzeih meine Ängste. Darum schreib ich dir voller Sorge, Liebster, diese Zeilen. Man hört manches aus diesem Texas, aber nichts Gutes, denn es scheint, dieser Krieg beschert viele unglückliche Seelen. Schwer zu verstehen bleibt mir, warum mein Mann seinem Freund General Sam Houston gefolgt ist, um unseren Landsleuten im Kampf um Unabhängigkeit zur Seite zu stehen, und uns verlassen hat. Viele gute Gründe hast Du mir aufgezählt, doch mag mein Herz all diese nicht verstehen und ich vermisse meinen Liebsten so sehr.

Unsere Kinder geben mir die Kraft, nicht die Hoffnung aufzugeben, und John hat mich mit strengen Worten zur Vernunft gebracht, als er mich einmal im Tabakfeld beim Weinen erwischte. Du hast einen treuen, zuverlässigen Freund in ihm gefunden. John bewährt sich als ausgezeichneter Geschäftsmann, mit einer glücklichen Hand für Farm und Plantage. Die Plantage bringt viel Arbeit, der Tabak gedeiht sicher auch dieses Jahr ganz zu unserer Zufriedenheit. Die kleine braune Stute, die Du so aufopfernd gepflegt hast, brachte ein Hengstfohlen. Das Fohlen ist rabenschwarz und ganz anders als seine Mutter, flink und ungestüm. Es ist eine Freude, das Fohlen auf der Weide zu sehen. Robert Milton mag nicht mehr ins Haus, wenn er das Tier sieht. Er nennt es Coal, weil es so schwarz ist. Das Fohlen ist vielversprechend, sagt John.

John und Madeleine sind glücklich mit ihrem Philip, der ein gewitzter Lausbub ist und viele Streiche mit Robert Milton und Richard Bedford zusammen macht. Wen erstaunt das? Gerade Robert Milton bräuchte seinen Vater so sehr, er mag nicht auf die Ermahnungen seiner Mutter hören. Wir

brauchen Dich so sehr. Deine Kinder fragen mich täglich, wann sie ihren Vater wiedersehen und ob es ihm auch wirklich gut gehe. In meinen Versuchen, Deine Abwesenheit so positiv wie möglich zu beschreiben, scheitere ich leider allzu oft, sobald die Kinder das Gerede der anderen Leute erfahren. Ich denke an das vergangene Fest auf der Graham Farm, da weinten schlussendlich all unsere Kinder, und ich, selbst den Tränen nahe, versuchte sie zu trösten. Das war Anfang März. Als wir später vernahmen, in dieser Zeit sei Alamo gefallen, war für mich eine schlimme, einsame Zeit angebrochen, aber mein Herz ist so sicher, wir werden uns wiedersehen. Es ist die Sehnsucht nach meinem Liebsten, die mich plagt. Verzeih meine Worte, doch ich fühle so.

In der Hoffnung, mein Brief erreicht meinen Liebsten, schreibe ich Dir diese Zeilen. Wir vermissen Dich so sehr und hoffen auf ein baldiges, gesundes Wiedersehen.

Ich werde, nun, da ich im Kindbett viel Zeit habe, einmal wieder meine Mappe hernehmen, in der so viele schöne Erinnerungen an Dich, Liebster, warten. Wer weiß, vielleicht kommt in dieser Zeit mein Liebster wieder nach Haus. Das wäre ein Traum.

In Liebe, Allegra

Buna ventira! und A pli tard (viel Glück und bis bald)

Tókša aké wacinyankin kté lo (Auf Wiedersehen)

Einmal mehr verspüre ich den Drang, meinen Gedanken eine schriftliche Form zu geben, denn mit wem sollte ich über all diese Dinge sprechen? Ich bin sehr einsam ohne meinen Mann. Auch die Kinder können diese Einsamkeit nicht durchbrechen, und meine Sehnsucht richtet sich einzig nur an ihn, seine Stimme, seinen Geruch, seine Schritte, seine Blicke und seine Zärtlichkeiten. Ich frage mich, ob mein Liebster all meine Ratschläge und unsere Teerituale fern in Texas ausführen und anwenden kann. Achtet er tatsächlich auf all die wichtigen Dinge, wie Hygiene und

dass er das Wasser erst abkochen lässt, bevor er es trinkt? Fehlt es ihm auch an nichts? Erhält er die richtige Pflege, sollte er krank oder, schlimmer noch, verletzt sein?

Sofort ist mir diese unmögliche medizinische Dekadenz in Erinnerung gekommen, die in unserer Zeit praktiziert wird. Ich denke, wie gut es ist, dass ich nicht auf die Hilfe von Doktor Main angewiesen bin. Wie bedauerlich, dass zu viele Frauen seiner Medizin blind vertrauen und meine Ratschläge nicht wahrnehmen wollen oder können. Wie gut, dass ich mich, an mein Wissen aus den indianischen Zeiten erinnernd, an all die guten Gepflogenheiten vor und nach einer Geburt halte, denn ich fühle mich so frisch und gesund wie immer. Klein Franklin Rutherford hat nicht geweint, als ich ihn nach der Geburt im warmen Kräuterwasser badete. Madeleine hat gestaunt, wie gut es mir geht. Sie hat ihn gewickelt, während ich mich meiner eigenen Pflege widmete. Wir haben ihn bestaunt und ich hätte ihn stundenlang küssen und streicheln können. Er ist so selig in meinen Armen eingeschlafen, dass ich, gerührt ob dieses kleinen Friedens, noch lange an seiner Wiege gesessen bin.

Vielleicht hätte ich in meinem Brief an meinen Liebsten klagen sollen, klagen über all die Geschehnisse der letzten Zeit, damit er eilends wieder nach Hause findet. Doch ist meine Angst viel zu groß, ich könnte ihn dadurch ablenken und ihn in schlimmste Schwierigkeiten bringen, weil mein Liebster sich zu sehr um seine Familie sorgt. Die Pocken haben uns heimgesucht, in der Nachbarschaft sind viele Kinder, trotz der viel gepriesenen Schutzimpfung, erkrankt und gestorben. Ein Wunder, dass unsere Kinder von den schlimmen Folgen verschont worden sind. Ein Feuer hat die Scheune und die wunderbaren Rhododendronsträucher vernichtet. Wir haben erfahren, dass unsere Sklaven an heimlichen Treffen mitmachen, in denen sie von weißen Nordstaatlern gegen uns aufgewiegelt werden. Nachdem so vieles in den Zeitungen geschrieben steht, vermutet John,

dass möglicherweise die Tabakpreise in nächster Zeit fallen könnten. All das kann ich nicht an die Front schreiben.

Sehnsüchtig wünschte ich, mein Mann wäre hier. Ich versuche mich mit meinen Kindern und der Arbeit in Haus und Garten abzulenken. Madeleine ist eine so gute Freundin, aber wir haben nicht die Zeit, uns über all die Dinge zu unterhalten. So bleibt mir die einsame Zeit in meinem, ohne meinen Liebsten, so leeren Zimmer. Gerührt bestaune ich unseren Sohn, der selig schlafend in seiner Wiege liegt und von alledem nichts weiß. Ich glaube, ich werde tun, was ich schon lange wollte und einfach nie konnte, weil mich mein Liebster gar zu gerne davon abgehalten hatte. Es wäre mir recht, würde er das wieder tun. Ich nehme meine alte Mappe zur Hand und reise in Gedanken zurück. Eine Reise zurück in eine schwierige und doch so glückliche Zeit.

Nun, da ich die Mappe in Händen gehalten habe, über das alte, raue Leder strich und mir sein fast unmerklicher Duft, nach so vielen Gerüchen aus der Vergangenheit, in die Nase gestiegen war, erinnere ich mich an all die Gegebenheiten und Erfahrungen, an all die Schmerzen und Verluste, an all die schönen und vergangenen Dinge. Wieder im Bett, setze ich mich ein wenig zurück, schließe die Augen und erinnere mich an einen Tag, einen Tag im Schnee, an dem meine Reise begann. So als wäre es gestern geschehen.

Kapitel 2

Es ist Anfang Januar des Jahres 1829 gewesen, im Poncagebiet zwischen Ponca Creek und dem Eau-qui-court (Niobrara), dem großen Fluss, der nördlich des Platte-Flusses durch das Louisiana Territory fließt. Es war ein wunderschöner sonniger Tag. Kühler sanfter Wind wehte über das schneebedeckte Land und ich entfernte mich heimlich aus dem Poncadorf, um in der nahen Schlucht Winterbeeren sammeln zu gehen. Ich war alleine unterwegs, das durfte ich eigentlich nicht, jedoch einmal wollte ich mich nicht strikt an Gebote halten und ein kleines Abenteuer für mich allein erleben. Das sollte ich bald bereuen, aber als ich durch den Schnee stapfte und die glitzernden Eiskristallgebilde an den Bäumen und Felsen bestaunte, war ich glücklich, alleine hier zu sein. Alleine konnte ich all den Schönheiten der Natur ungestört, solange ich wollte, meine Zeit widmen und ihr Geschenk genießen. Friedlich war es gewesen, über den Bach zu steigen, der gefroren gar lustige Wellen zeichnete und unter seiner durchsichtigen Eisschicht das Wasser weiterfließen ließ. Die Steine im Bach sahen so klar und nah aus, dass ich das Gefühl hatte, sie berühren zu können, und doch waren sie, sicher verwahrt, vor meinen Händen versteckt.

Unweit kreiste ein Adler im klaren Himmel. Dieser stieß Rufe aus auf seiner Suche nach Beute. Mir war, als rief er auch mich an. Lange sah ich ihm zu, wie er majestätisch seine Kreise zog und sich im Wind treiben ließ, um dann wieder mit ein paar kräftigen Flügelschlägen an Höhe zu gewinnen. Einmal ein Adler sein und diese Welt aus seinen Augen bestaunen können. Das war ein Wunsch, den ich hatte. Ich lächelte darüber, gönnte dem Adler, dass er dies wunderbare Geschenk für immer haben konnte. Nachdem

der Adler über den Bäumen für meine Augen verschwunden war, ging ich weiter den Hang hinauf und über einen von großen Felsbrocken umgebenen Weg, der durch ein Labyrinth in die Schlucht führte. Zeitvergessen lief ich Schritt für Schritt, obwohl ich genau wusste, dass es mir verboten war. Die Alten hatten uns geraten, nicht mehr alleine fortzugehen, denn die Zeit des Handels hatte begonnen, was bedeutete, jederzeit konnten Händler, also Weiße, auftauchen und mich entdecken, abgesehen davon, dass es immer klüger war, einem Weißen nicht alleine zu begegnen. Zudem hatten sich Überfälle unserer Feinde, der Teton-Dakota oder Pawnees, in letzter Zeit vermehrt. In meinen Gedanken konnte ich mir nicht vorstellen, irgendeinem Weißen zu begegnen. Das war ich noch nie, dachte ich und täuschte mich selbst. Mein Herz war so berauscht von der Schönheit des Schnees, der unsäglichen Lust, weit zu laufen. Darum vergeudete ich keinen Gedanken an irgendwelche Warnungen und Ratschläge. Ich lief Schritt um Schritt. Ich atmete die kalte Luft tief ein und genoss die Wärme der Wintersonne in meinem Gesicht. Ich ließ mich rückwärts der Länge nach in den Schnee fallen, schaute in das strahlende Blau des Himmels und lachte über mich selbst, wie dumm es doch war, sich in dies kalte, nasse Element zu legen.

Es war wunderschön, anders kann ich es auch heute nicht beschreiben, in der Schlucht zwischen den hohen kahlen Felsen, den ebenso hoch wirkenden Bäumen durchzulaufen und den Spuren wilder Tiere zu folgen. Wilde Tiere wissen sehr genau, wo sie Winterfrüchte finden. So war es nicht dumm, auf ihrer Fährte zu bleiben. Dadurch verhinderte ich auch, dass ich selbst eine Fährte legte. Ich hatte gelernt, wie eine Winyan, eine Frau läuft, damit ihre Spuren nicht erkennbar sind. Ich wurde auch bald fündig und konnte ein paar Winterbeeren einsammeln, die ich in meine Sammeltasche steckte. Das war gut, so kam ich nicht mit

leeren Händen ins Lager zurück und Running Bear würde mich nicht schelten.

Ich bemerkte unweit von mir, dass sich Mustangs auf einer Lichtung aufhielten. Die Tiere versuchten an Gras zu gelangen, indem sie den Schnee wegstampften. Das machen Mustangs, wenn sie sonst nicht viel zu fressen finden, und das macht sie für uns einfacher einzufangen, weil sie Lärm dabei machen. Ich schlich mich leise und langsam an. Der Wind blies mir entgegen, dadurch konnten die Mustangs mich nicht wittern. Es war faszinierend, sie zu beobachten. Neugierig schlich ich mich immer näher an sie heran, allein um herauszufinden, wie weit ich das unbemerkt könnte. Einfangen wollte ich natürlich keines. Diese kleine Mustangherde war wirklich sehr unvorsichtig. Die Tiere hatten scheinbar kein Leittier, das auf sie achtgab. So gelang es mir, bis fast eine Pferdelänge an eine kleine schwarze Stute heranzuschleichen. Ich genoss zu beobachten, wie sie das dünne Gras aus der Erde zog und kaute. Einen Moment lang sah sie mich an und wendete danach ihren Blick uninteressiert von mir ab. Eine zahme Herde, dachte ich, ein wildes Pferd wäre längst davongelaufen. Vielleicht acht oder zehn Tiere in verschiedenen Braunfarben. Nur die eine Stute war schwarz, ohne jegliches Weiß. Ein anderes Tier hatte auf seinem weißen Fell große schwarze Flecken und ein tiefschwarzes Gesicht, mir fielen seine blauen Augen auf, das hatte ich noch nie gesehen.

Langsam bewegte sich die Herde in die schützenden Bäume, irgendetwas schreckte sie auf. Schnell liefen sie durch die Bäume und waren alsbald verschwunden. Gebannt folgte mein Blick ihren Spuren. Doch war mir, als müsse ich selbst schnell in den Bäumen Schutz suchen. Plötzlich tauchte ein Soldat auf. Ein Dragoner, 4. Regiment Fort Loup, damals wusste ich das noch nicht, für mich war es nur ein Soldat, der sofort sein Pferd auf mich zu trieb. Erschrocken und entsetzt rannte ich, so schnell ich konnte,

durch den tiefen, von den Mustangs zertrampelten Schnee, dem Wald entgegen. Gerade dort tauchte ein zweiter Soldat auf, so musste ich meinen Fluchtweg blitzartig ändern. Angsterfüllt sah ich mich bald einem dritten, vierten Soldaten gegenüber. Was würde geschehen? Wie könnte ich entfliehen? Ich erinnerte mich an all die bösen Begegnungen mit Soldaten, die schlagartig in meine Gedanken zurückfanden, und an all die bösen Erzählungen, die wir von den Alten oder zugewanderten Gruppen gehört hatten. Schreckliche Dinge, die meine Vorstellungskraft übertrafen. Ich verzweifelte in meiner Lage, die aussichtslos schien, und in meiner Angst schrie ich auf. Aus tiefster Seele kam ein Wort über meinen Mund, das ich laut ausrief. Das einzige für mich in meiner Verzweiflung helfende Wort, flehend und bittend, mich zu schützen: »Inaha«, was Mutter bedeutet, und sogleich hielt ich entsetzt meine Hände vor den Mund, während ich die Soldaten, einen nach dem anderen, beobachtete, um vielleicht zu erraten, was sie wollten. Diese ließen den Kreis um mich immer kleiner werden und lachten über mich, gehässig und bedrohlich.

Nochmals zwei Soldaten waren dazugekommen. Verzweifelt versuchte ich auszubrechen, als der Kreis schon sehr klein um mich geschlossen war und ich bereits die Pferde riechen konnte und die Wärme, die ihr leises Schnauben auswarf, zu spüren war. Meine einzige Chance sah ich darin, an einem der Soldaten vorbeizukommen, und ich versuchte so schnell wie möglich, mich zwischen zwei Pferden aus dem Kreis zu retten. Aber der Soldat parierte sein Pferd. Ich war zwischen den beiden Tieren fast eingeklemmt und spürte die Hände der Soldaten an meinen Schultern, die mich packen und festhalten wollten. Ich ließ mich fallen, schlüpfte aus meinem Fellmantel, um mich aus dem Griff der Soldaten zu befreien, und entwischte unter einem Pferd durch. Angsterfüllt rannte ich los, um in den Wald zu gelangen. Doch mir wurde ein Seil umgeworfen, der Soldat zog so kräftig daran, dass ich stürzte und in den

Schnee fiel. Geschockt sprang ich auf, versuchte mit zittrigen Händen das Seil zu lösen, aber ein anderer Soldat war abgestiegen und warf sich auf mich, dass ich unter dieser Wucht zusammenbrach.

Chancenlos wehrte ich mich mit all meinen Kräften, trat nach ihm, schlug meine Fäuste in sein Gesicht, fügte ihm eine lange Kratzwunde zu und biss ihm in die Hand, als er meinen Kopf in den Schnee drückte. Sinnlos, sich zu wehren, denn allein sein Gewicht erdrückte mich und ich gab weinend auf, suchend nach einer neuen Chance zur Flucht. Er riss mein Winterkleid auf, sodass ein Teil meiner Schulter frei wurde. Angstvoll schrie ich: »Nein!«, zitterte aus Furcht, unfähig, mich zu bewegen. Was hatten die Soldaten mit mir im Sinn? Er grinste entzückt, beließ es aber dabei und riss mich in die Höhe, als er aufstand. Die anderen Soldaten klatschten kurz Beifall und er grinste hämisch. »Hast recht, Sam«, rief er einem anderen zu, »es ist eine Weiße!« Dann fesselte er mir mit festen Knoten die Hände und redete mit mir dabei. »Hör auf zu heulen!«, sagte er verständnislos. »Du gehörst nicht hierher!« Seine Worte verstand ich nicht, wie hätte ich auch sollen. Ich beobachtete verängstigt die anderen und ihn. Sie überwachten die Gegend, als trauten sie der wieder eingekehrten Ruhe nicht.

Der Soldat hob mich mit einem Ruck auf ein Pferd vor einen Soldaten, der mich festen Griffes umklammerte und die Zügel mit einer Hand wieder aufnahm. »Wir knallen dich ab, wenn du versuchst abzuhauen!«, sagte er in aggressivem Ton und roch gar fürchterlich aus dem Mund. Keines seiner Worte hatte ich verstanden, aber sein Tonfall war bedrohlich genug, dass ich mich kaum traute, eine Bewegung zu machen. Es war sehr unbequem, auf dem Sattelknauf zu sitzen, obwohl ich ein dickes Winterkleid und die lange Lederhose trug. Schmerzlich war jede Bewegung, und die Umklammerung des Soldaten war mir zuwider.

»Wir müssen zu Barnes!«, befahl einer und die Soldaten ritten durch den Wald in Richtung Osten. Ich erschrak und

war versteinert vor Furcht. Nicht weit und sie würden in Pawneegebiet oder, schlimmer, in Teton-Dakota-Territorium gelangen. Sie entfernten sich immer mehr von meinem Zuhause. Als ich mich wieder gegen den Soldaten wehrte, schlug er mir mit der Hand hart auf den Kopf. »Pass bloß auf!«, raunte er verärgert und wendete sein Pferd. Das tat sehr weh, aber ich biss die Zähne zusammen und versuchte an etwas anderes zu denken, aber das machte mich nur weinen.

Die Gegend war schneebedeckt, ich zählte die Bäume, schaute in die Felsen und fühlte mich sonderbarerweise beobachtet. Es musste so sein, denn ich entdeckte ein Zeichen, eine Feder, die scheinbar verloren, von den Soldaten unbeachtet, an einem Busch hing. Auf dem Schnee darunter war ein Symbol und mein Herz schlug heftig vor Aufregung. Es war das Symbol von »Der-schneller-als-ein-Bär-rennt«, den wir alle nur Running Bear riefen, mein Adoptivvater.

Eine ganze Weile ritten wir schon auf diesem Weg, der uns immer weiter aus dem Gebiet führte, das ich so gut kannte und in dem ich mich sicher fühlte. Mein Herz weinte und meine Seele betete, dass Running Bears Symbol kein Wunschtraum gewesen war. Ich hoffte und bangte. Als sei eine Welt zusammengebrochen, als würde mir das Herz aus der Brust gerissen, fühlte sich mein Körper vor Wehklagen an. Mein gepeinigtes Herz fürchtete schon fast, ich müsste mich getäuscht haben, dass ich das Symbol im Schnee gesehen hatte. Als sei es nur ein Wunsch gewesen, ein Traum, den ich gehabt hatte und der nicht wahr werden wollte. Ich versuchte zurückzuschauen, doch der Soldat hinderte mich barsch daran, indem er mir ins Gesicht schlug. Ich muss auf dem Weg in die Hölle sein, dachte ich. Wenn dieser Soldat schon so grob und hässlich war, wie waren dann die anderen Weißen, denen ich sicherlich bald begegnen würde?

Die sechs Soldaten gelangten mit mir, ihrer Gefangenen, an einen steilen Hügel, dessen Kuppe sie überwinden mussten, bevor sie weiter im Osten den zugefrorenen Bach überqueren würden. Zwischen diesem Hügel und einem weiteren, baumbedeckten Hügel lag der Bach. Es war unvorsichtig, hier zu reiten, wenn mit einem Angriff gerechnet werden musste. Doch die Soldaten wähten sich in Sicherheit und ich war viel zu jung, um dies zu wissen. Traurig saß ich, schon fast in mein Schicksal ergeben, auf dem Pferd und schaute in die Ferne, als plötzlich einer der Soldaten hinter uns schmerzerfüllt aufschrie und vom Pferd stürzte.

Im selben Moment schrie der Anführer der Soldaten: »Indianer! ... Deckung!«, schaute sich kurz auf seinem sich aufbäumenden Pferd um und schrie: »Folgt mir!« Dabei gab er seinem Pferd die Sporen, worauf es im gestreckten Galopp den Hügel hinunterpreschte. Mit einem mächtigen Satz sprang es über den Bach und verschwand in den Bäumen, gefolgt von den anderen Soldaten, die mit ihren gezückten Pistolen nicht wussten, auf was sie zielen sollten. Der Soldat, bei dem ich auf dem Pferd saß, war zurückgeblieben. Sein Pferd konnte mit zwei Reitern nicht so schnell laufen. Das Pferd war schwerer zu manövrieren und im Schnee rutschte das Tier hilflos den Hügel hinunter und kam schließlich zu Fall. Ich entriss mich der Umklammerung des Soldaten und warf mich auf das sich wieder aufrichtende Pferd. Doch der Soldat machte seine Drohung wahr. Er zielte auf mich und rief: »Nimm das!«, doch er zielte schlecht. Im selben Moment, da er schoss, hatte er seinen einzigen Schuss vergeben, ohne Möglichkeit nachzuladen. Als ihm dies bewusst wurde, war es zu spät und im selben Augenblick traf ihn ein Pfeil mitten ins Herz. Der Soldat musste mich getroffen haben, denn der Schmerz hätte mich beinahe wieder vom Pferd gerissen, aber ich hielt mich am Sattel fest und gab dem Tier einen Ruck, damit es weiterlaufen und den Bach entlang davonpreschen würde.

Aus dem Wald kam ein einzelner Reiter geprescht, es war Running Bear, der über den Bach setzte, die Zügel des Armeepferdes griff und mich so, um den Hügel herum, aus der Schusslinie führen wollte. Wir spornten die Pferde mit lautem Geheule und kurzem Klopfen in die Seite an. Beinahe waren wir uns sicher, den Soldaten entkommen zu sein. Doch wir täuschten uns bitterlich. Die vier Soldaten waren Running Bear gefolgt, in den Bäumen hatten sie nicht auf ihn schießen können. Nun, da sie sicher waren, nur einen Indianer vor sich zu haben, gaben sie ihren Pferden die Sporen und verfolgten uns unerbittlich. Leider waren uns die guten Geister an diesem Tag nicht wohl gesinnt, und so waren wir schneller wieder in einer schlimmen Situation, als ich ahnen konnte.

Wir waren um den nächsten Hügel geritten, in der Hoffnung, irgendwo die Verfolger abhängen zu können, aber dort sahen wir uns plötzlich 30 Soldaten gegenüber. Running Bear wechselte flink die Richtung. Dabei rief er mir zu, ich solle so schnell wie möglich über den Hügel reiten und mich in die Schlucht retten. Er selbst blieb dicht hinter mir, gefolgt von nun mehr als zehn Soldaten. Mein Pferd, das arme Tier, war bereits weiß mit Schweiß verschmiert, der auf seinem Fell einen schäumenden Belag bildete, und sein Atem verriet äußerste Anstrengung. Immer wieder waren wütende Schreie seitens der Soldaten zu hören, die mich erzittern ließen. Angsterfüllt wie ich war, trieb ich das Pferd erbarmungslos den Hügel hinauf und wollte bereits auf dessen Kuppe dazu ansetzen, auf der anderen Seite wieder hinunterzureiten, als ein Schuss fiel und das arme Tier getroffen ins Leere sprang. Im gleichen Augenblick fielen weitere Schüsse. Running Bears Kampfschrei war zu hören, doch bevor ich den Kopf drehen konnte, riss mich mein Pferd mit in die Tiefe. Wir rutschten und rollten den Hang hinunter, umgeben von aufwirbelndem Schnee. Die Sonne blendete meine Augen und ich kam unsanft zu liegen. Das

Pferd war immer noch durch den Steigbügel mit mir verbunden und schleifte mich weiter den Hang hinab.

Einen kleinen Moment verharrte ich im Schnee liegend und sah drei Soldaten mir den Hügel hinunter folgen. Sie ritten den gleichen Weg, den das arme Pferd gerutscht sein musste. Eine lange, dicke Blutspur war im weißen Schnee gezeichnet und die Geräusche eines verzweifelten Kampfes verrieten, dass das Pferd noch am Leben war. Eilends versuchte ich mich vom Steigbügel zu befreien und wollte über das Tier springen, das schnaubend und schrill wiehernd im Schnee zuckte, als ich einen Soldaten pfeifen hörte. Ich drehte mich um, sah den Soldaten und einen Gewehrkolben, der direkt auf meinen Kopf prallte.

Ich war ohnmächtig und wachte erst wieder auf, als ich an Händen und Füßen gefesselt in einem Planwagen zwischen Kisten und Salzsäcken lag. Ich raffte mich mit aller Kraft auf und versuchte über die Abschränkung zu sehen, wo ich war. Hinter dem Planwagen ritten 20 Soldaten und der Vorderste zeigte auf sein Gewehr, als er mich sah, und ließ mich unmissverständlich wissen, dass es nun keine Flucht mehr für mich geben würde. Verzweifelt versuchte ich an den Soldaten vorbeizuschauen und entdeckte in der Ferne das Pferd, auf dem ich geflohen war, regungslos, ohne Zaumzeug und Sattel am Boden liegen. Nun musste es tot sein. Aber von Running Bear war nichts zu sehen. Traurig blickte ich direkt in die Sonne, schloss schmerzlich die Augen und betete, dass er in Sicherheit sein möge. Ich konnte und wollte mir nichts anderes vorstellen, warf mich weinend zurück auf einen Salzsack, fühlte mich schlecht und schuldig. Warum hatte ich nicht auf das Geheiß der Alten gehört?

Die Soldaten schienen es sehr eilig zu haben. Ich weiß nicht, wie die Tiere das durchgehalten haben, aber sie liefen lange Zeit in einem schnellen Trab. Nur kurz liefen sie im Schritttempo, um dann wieder in diesen schnellen Trab zu fallen. Der Wagen machte niemals halt und die Soldaten

hinter dem Wagen schliefen abwechselnd auf ihren Pferden, als die Nacht hereingebrochen war. Der Mond sandte mit seiner runden Scheibe ein klares Licht auf die Erde und ich hätte mich der glitzernden Märchenlandschaft erfreuen können, wäre ich nicht so dumm gewesen, mich alleine vom Lager zu entfernen und mich von Soldaten gefangen nehmen zu lassen. In all den Schatten, die das Mondlicht auf den Schnee zeichnete, versuchte ich eine Rettung zu finden, aber die Schatten blieben geheimnisvoll und ich wagte nicht mehr zu hoffen, dass mich jemand retten würde.

Kapitel 3

Die Sterne standen hell und klar am Himmelszelt, es war eisig, ich fror, und darum versuchte ich mich einzurollen, um mich selbst zu wärmen, so nahe wie möglich an die Ladung des Wagens angeschmiegt. Es war kalt, ich war verzweifelt und konnte meine Tränen nicht aufhalten. Die Tränen liefen einsam meine Wangen hinunter und bildeten einen gefrorenen Weg. Ich zitterte, in meine Gedanken war Running Bears Prophezeiung eingedrungen, ich könne nie mehr zurückkehren, sollten mich Soldaten einmal gefangen nehmen. Auch seine Ausführung, dass jeder Versuch, einen an die Soldaten verlorenen Menschen zurückzuholen, immer tödlich für die Krieger geendet hatte, bohrte sich in mein Gewissen. Ich weinte. Warum hatte Running Bear sein Leben riskiert, obwohl er wusste, dass sein Versuch scheitern müsste? In meiner Verzweiflung hoffte ich, Running Bear habe fliehen können, hoffte heimlich, er könne Hilfe holen und mich doch noch aus den Klauen der Soldaten befreien. Ich schalt mich selbst, dass ich ungehorsam gewesen war, versprach Wakàntanka, mich zu bessern, wenn er mir nur half. Ich war verzweifelt und hatte Angst, ich bereute zutiefst und trauerte um meine verlorene Familie.

Meine Blicke bliebengebannt bei den Sternen, ihr Glitzern beruhigte mich ein wenig und lenkte mich von der eisigen, grausamen Realität ab. Der schwere Wagen pflügte knisternd tiefe Furchen in den Schnee, das war gut, so konnte jeder den Weg der Soldaten leicht verfolgen. Soldaten machen immer unübersehbare Spuren und das Geräusch der Pferdegeschirre war in der Nacht am leichtesten wahrzunehmen. In Gedanken war ich dabei, mir auszumalen, wie ich mich selbst aus dieser misslichen Lage

befreien könnte, und versprach mir, dass ich alles tun würde, um wieder zu meinen Leuten zu gelangen.

Später spürte ich, dass eine Wunde an meinem Rücken anfang zu pochen und irgendetwas darin einen heftigen Schmerz verursachte. Doch konnte ich meine Arme nicht so weit bewegen, dass ich es hätte ertasten können. Meine Versuche, mich so zu drehen, dass ich etwas sehen konnte, wurden durch ein reißendes Stechen und einen unerträglichen Schmerz bestraft. Ich spürte, wie durch jede Bewegung die Wunde zu bluten begann, aber ich hoffte, dass die Kälte den Blutschwall eindämmen würde. Es gab keine Möglichkeit für mich, gefesselt wie ich war, das Blut zu stillen, geschweige denn, die Ursache zu untersuchen. Mich bei den Soldaten bemerkbar machen wollte ich auf keinen Fall, sie durften mich nicht anfassen, um keinen Preis.

Langsam breitete sich das Morgenrot am Himmel aus. Die ersten Vogelstimmen in der Prärie waren, versteckt hinter dem Lärm der Soldaten, zu erahnen. Die Soldaten waren immer noch in ihrem schnellen Tempo unterwegs. Die Tiere waren nass geschwitzt und die Lederriemen auf ihrem Fell bildeten einen weißen Schaum, der auf den Schnee herabtropfte. Ich war unsäglich müde und mein Körper begann zu schmerzen, nachdem ich die ganze Nacht hindurch von dem harten Wagen stetig Schläge abbekommen hatte. Einerseits war ich müde und hatte Schmerzen, andererseits fühlte sich mein Körper kalt und taub an. Das verwirrte mich und ich versuchte meine Fesseln zu lösen, indem ich mit den Zähnen den Knoten und die Schlaufe lockerte. Nicht einfach in dieser Kälte, aber ich gab nicht auf und hatte Zeit, da war ich mir sicher. Ich wollte um keinen Preis aufgeben. Wohin mich die Soldaten auch bringen würden, eine Fluchtmöglichkeit, vielleicht heute oder auch erst morgen, würde es sicherlich geben.

In den Morgenstunden, es war schon ein Goldrot in den Himmel gemalt, machten die Soldaten Rast. Der Planwagen hielt an und ich hörte, wie die Soldaten um den Wagen

ritten und absaßen. Von den Tieren war ein erleichtertes Schnauben zu hören. Aus Müdigkeit senkten sie ihr Haupt bis in den Schnee hinab. Die Pferde taten mir leid, wie unbarmherzig die Soldaten mit ihren Tieren umgehen, sie sahen nicht aus, als hätten sie Freude an hartem Ritt. Ein mir wohlbekannter Geruch kam mir von draußen entgegen. Neugierig wollte ich nachsehen, woher dieser kam. Aber ich erschrak heftig, denn als ich meinen Kopf aus dem Wagen streckte, kam ein Soldat auf mich zu und stand am Wagen angelehnt direkt vor mir. Es war ein übergewichtiger, großer Kerl mit roten Haaren und Schnauz, er roch nach Schweiß und Feuer. Dieser Soldat streckte mir ein Stück Brot und eine Tasse hin, dabei grinste er freundlich, wohl bemüht, mich nicht noch mehr zu erschrecken. »Da, nimm«, forderte er, und weil ich ihn nicht verstand, drückte er mir die Tasse mit dem Brot auf die Nase, so musste ich mit meinen gefesselten Händen danach greifen. Der Soldat bemerkte, dass ich an den Knoten gearbeitet hatte, verdrehte die Augen und schüttelte den Kopf, aber er unternahm nichts.

Der Kaffee, eigentlich eine schwarze Brühe, war heiß, schmeckte sonderbar bittersüß und es zog mir das Gesicht zusammen, doch ich hatte Durst, und so trank ich es aus in der Hoffnung, dass mir davon nicht übel werde. Aus meiner Tasche zog ich getrocknetes Fleisch, und als ich sah, dass der Soldat neugierig zusah, gab ich ihm das Stück, das ich zwischen den Zähnen und der gefesselten Hand durchreißen konnte. Es war ein großes Stück, er schob es flink in den Mund und kaute sogleich darauf rum. Irgendein anderer hatte das gesehen. »Hey, Murphy! Du frisst wohl alles!« Dieser Murphy lachte mit vollem Munde. »Bist nur neidisch«, sagte er und machte es sich am Wagen angelehnt bequem, dabei machte er ein zufriedenes Gesicht. Ich verstand nichts davon, nur dachte ich, dass diese Worte weit freundlicher waren als die der anderen Soldaten, und ich hoffte, dass ich mich nicht irrte. Freundliche Feinde können leichter ausgetrickst werden als solche, die zu jeder Aggression

bereit sind. Auch hoffte ich, der Soldat würde vergessen, dass ich meine Fesseln schon ein gutes Stück gelöst hatte. Doch ich täuschte mich. Als ich das Brot gegessen und den Kaffee getrunken hatte, zog der rothaarige Soldat die Fesseln wieder fest zusammen. Er zwinkerte mir zu: »Muss sein«, und ich hatte gar keine Chance, mich zu wehren. Der Soldat hatte nicht bemerkt, dass ich verletzt war und immer schwächer wurde, obwohl mir die Schweißperlen auf der Stirne gefroren. Dieser Kerl schien uninteressiert an mir zu sein.

Die Reise ging weiter. Es gab einen heftigen Ruck, als sich der Planwagen wieder in Bewegung setzte, und ich schlug meinen Kopf an der Kiste, an die ich mich angelehnt hatte, heftig an. Das tat mir in der Seele weh, denn es bedeutete für mich, dass ich von meiner Heimat noch weiter weggebracht würde. Je weiter wir fuhren, umso unbekannter wurde die Gegend, die ich durch die Öffnung im Planwagen sah. Der Schnee wurde immer karger und bald durch Sand und Steine abgelöst. Es wurde wärmer und für mich immer bedrohlicher. Wohin fuhren wir? Immer mehr Soldaten öffneten ihre Jacken, zogen sie schließlich aus und legten sie zusammengerollt hinter sich über den Sattel. Es gab keine Rast, doch es ging langsamer vorwärts, meinte ich. Alsbald durchquerten wir ein hügeliges Gebiet und ich war sicher, dass wir in eine karge Prärie gelangen würden. Ich täuschte mich nicht. Die Sträucher und Gräser ließen darauf schließen. Den ganzen Tag bis in tiefe Nacht hatten wir für diese Strecke gebraucht und es kam mir nicht so vor, als würden wir bald am Ziel ankommen.

Wenigstens hatte ich meine Fußfesseln lösen und abstreifen können. Das half mir schon viel, ich konnte bequemer liegen. Für mich wurde es immer schwieriger, mich auf meine Gedanken zu konzentrieren. Ich spürte, wie meine Kraft aus meinem Körper wich. Je wärmer es wurde, umso mehr bekam ich Angst. Angst, dass nun mein Blut aus mir fließen und die Lebenskraft meinen Körper verlassen

würde. Wie durch einen Vorhang schien die Welt an mir vorbeizuziehen und ich merkte nicht, dass sich die Soldaten auf ihren Pferden aufrichteten und in einem gewissen Stolz hinter dem Planwagen ritten. Ich bemerkte nicht, wie wir an Gebäuden vorbeikamen, und hörte nicht, wie ein Soldat »Halt!« rief. Im selben Moment, als der Planwagen hielt, weckte mich der Ruck, den es gab, und ich war hellwach. Mein erster Gedanke war Flucht. Ich bäumte mich auf und sprang aus dem Wagen. Leider versagten meine Beine, ich stürzte unglücklich in den Sand und schrie benommen vor Schmerz auf. Doch biss ich die Zähne zusammen, sprang erneut auf, um davonzulaufen, und ballte die Fäuste, ich wollte unbedingt fliehen.

Es war umsonst. Die Soldaten waren noch auf ihren Pferden und versperrten mir den Weg. Einer rief: »Haltet das Biest fest!«, und: »Bringt sie in Arrest!« Das musste der Häuptling sein, denn sofort waren zwei Soldaten angelaufen gekommen, die mich packen wollten. Ich weiß nicht wie, aber ich schaffte es, an ihnen vorbeizukommen, und sah mich schnell nach einer Möglichkeit um, mich zu verstecken. Ein Soldat zu Pferd versperrte mir erneut den Weg und versuchte mich mit seinem Fuß zu treten, als eine laute, sehr herrische Stimme uns aus dieser Kampfsituation holte: »Wo liegt das Problem, meine Herren?«, hörte ich deutlich. Allein seine Stimme, denn ich verstand keines der Worte, ließ mich aufhorchen und meine Blicke suchten den Menschen, der dazugehörte.

Unweit von uns stand ein hochgewachsener Mann mit langen braunen Haaren, Koteletten, Schnauz und schmalem Kinnbart. Seine Uniform unterschied ihn merklich von allen anderen, er hatte goldene Schulterpolster mit Fransen dran und ein breites rotes Bauchband unter dem Gürtel, an dem links ein Säbel und davor, in einer Ledertasche, eine Pistole hing. Sein Hut war zwar der gleiche wie der des anderen Häuptlings, trug jedoch mehr Schmuck. Die Soldaten schienen großen Respekt vor ihm zu haben. War das der

Hauptling? Ich sah, dass er mich mit strengem Blick musterte, und er wandte sich gleich dem Mann zu, von dem ich zuerst geglaubt hatte, er sei der Hauptling. »Captain Barnes. Was geht hier vor?«, forderte er diesen auf. Barnes kam eilends auf ihn zu und sprach kurz mit ihm. Dann wandte sich dieser Barnes zu mir und sagte: »Das Biest hat uns zwei Soldaten gekostet, Colonel.« Keines der Worte hatte ich verstanden, wusste nicht, was die Soldaten wollten, und ahnte es doch zu genau. Dieser Colonel kam ein paar Schritte auf mich zu und ich sah, dass er seine linke Augenbraue hochzog und mich musterte. »Wirklich!«, sagte er in einem sonderbaren Ton, ein wenig arrogant, aber bestätigend. Meine Schmerzen waren so groß geworden, dass sie mich vor Pein in die Knie zwangen. Gegen dieses Gefühl der Ohnmacht wehrte ich mich, so gut ich vermochte, aber ich war zu geschwächt und mein linker Arm lahm geworden. Ich spürte ihn kaum mehr. Am Boden versuchte ich mich dennoch so groß wie möglich zu machen, so einfach wollte ich mich nicht aufgeben und ergeben. Doch begann ich am ganzen Körper zu zittern, spürte unerträglich beklemmende Hitze und wie sich die Ohnmacht endgültig in meinen Körper schlich.

Der Colonel sah in mir wohl ein blutjunges und verängstigtes Mädchen, das vielmehr Hilfe braucht als Vorwürfe für etwas, das es nicht zu verantworten hat. Mit kleinem Abstand ging er vor mir in die Hocke. »Ich bin Colonel Ulysses Montgomery. Wer bist du?« Das klang freundlich und angenehm, vor allem wie er sprach, verstehen konnte ich ihn nicht. Ein wenig versuchte ich mich zu fangen und in den Augen des Colonels zu lesen, ob er es wirklich so gut mit mir meinte, wie es schien. Heute weiß ich, was er mich damals fragte, und vielleicht auch, was er dachte. Aber zu dieser Zeit konnte ich nur seiner Stimme zuhören und ihn beobachten. Kein Anschein von Ungeduld war zu sehen. Colonel Montgomery bemühte sich, mich in vier verschiedenen Sprachen zu fragen, wie ich heiße, und

damit herauszufinden, welche Sprache ich verstand. Dazwischen machte er eine kleinere Pause, um mir die Möglichkeit, eine Antwort zu geben, offen zu lassen: »Comment vous vous appelez? ... Come lei chiama? ... Wie heißen Sie? ... What's your name?« Selbst wenn ich seine Frage verstanden hätte, ich hätte nicht gleich antworten können. Seine Stimme gefiel mir so sehr und ich wartete, ob er noch etwas sagen würde. Doch er sah mich mit gleichbleibendem Gesichtsausdruck an und ich wusste, dass es nun an mir war, etwas zu sagen. »Allegra«, sagte ich, weil ich glaubte, dass er meinen Namen wissen wollte, »Allegra!«, jedoch meinen Dhegiha-iapi-Namen verschwieg ich ihm.

Der Colonel verstand den Namen nicht richtig, lächelte leicht und versuchte ihn nachzusprechen. Das fand ich hübsch, die meisten, die meinen Namen zum ersten Mal hören, haben Mühe, ihn richtig zu sagen, aber wie dieser Colonel ihn aussprach, so hatte ich meinen Namen noch nie gehört. Das gefiel mir. Ein kleines Lächeln kam über mein Gesicht. »Allegra«, sagte ich nochmals, aber etwas lauter, »Allegra ... Allegra!« Der Colonel nickte zustimmend, deutete mir mit einer Handbewegung, dass ich aufstehen solle, und wartete darauf, um selbst wieder aufstehen zu können. Mein erster Versuch scheiterte mit einem gemeinen, stechenden Schmerz. Da war plötzlich eine Stimme hinter mir zu hören. »Verzeihung, Sir!«, ertönte es knapp. Der Colonel schaute den Mann streng und auffordernd an. »Sergeant!«, forderte er ihn auf zu sprechen. Dieser Sergeant sagte mit besorgter Stimme: »Die Frau scheint verletzt zu sein, Colonel. Ihre Kleidung ist voller Blut.«

Ohne jegliche Miene befahl der Colonel: »Sergeant, lassen Sie Mac Gregor rufen und eine Trage bringen!« Dann wandte er sich wieder mir zu und sah mich mit großen, klaren Augen an. Was dachte er? »Allegra braucht keine Angst zu haben«, sagte er in ruhigem Ton und stand selbst auf. Da ich

kein Wort verstand, schaute ich ihm gebannt nach und dachte: Dieser Mann hat viel Geduld.

Mit einem harten, kurzen Befehl schickte er die umherstehenden Soldaten auf ihren Posten und tadelte Captain Barnes: »Sie hätten sehen müssen, dass dieses Mädchen verletzt ist!« Der Colonel wies den Captain mit einem strengen Blick ab, als er sich rechtfertigen wollte, und ließ ihn wie alle anderen abtreten. Dabei ließ er mich nicht aus den Augen. Langsam versuchte ich mich aufzurichten, doch blieb ich gebückt an Ort und Stelle stehen.

Zwei Soldaten kamen mit der Trage angelaufen und stellten diese direkt neben mich. Sie wollten mich darauf legen, aber ich wehrte sie ab. Als sie mich packen wollten, stürzte ich erneut zu Boden, meine Beine waren zu schwach. Die Soldaten hielten mich an den Armen fest und ich versuchte mich ihnen zu entziehen. Der Colonel befahl den Soldaten, mich loszulassen, dann wandte er sich einer Frau zu, die die ganze Zeit im Hintergrund gestanden und uns beobachtet hatte. »Madeleine! S'il vous plaît«, sagte er in einem auffordernden Befehlston, dabei deutete er auf mich. Mein Herz schlug vor Aufregung so fest, dass ich es in meinem Hals spürte. Der Colonel sprach leise mit ihr und deutete mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand an, dass ihm seine Worte ernst waren. Das erkannte sogar ich. Die Frau, Madeleine, stand dicht neben ihm auf dem Platz und er auf dem Gehsteig, das ließ Madeleine neben dem hochgewachsenen Colonel noch kleiner wirken, und ich beobachtete sie traurigen Herzens. Ich wollte nicht hier sein, ich wollte zurück zu meiner Familie.

Madeleine, meine liebe Madeleine, nickte zustimmend und kam freundlich lächelnd auf mich zu. Danach kann ich mich an nichts mehr erinnern. Nur, dass Madeleine, die Gute, meine Hand nahm und beruhigend auf mich einredete. Sie wollte, dass ich mich auf die Trage legte, aber es kam nicht mehr dazu. Ich verlor das Bewusstsein und sackte in mich zusammen. Danach brachten sie mich ohne Schwierigkeiten

in das Hospital zu Doktor Mac Gregor, der mich, zusammen mit Madeleine und Murphy, in meiner Bewusstlosigkeit operierte und die Kugel innerhalb von zehn Minuten entfernte.

Madeleine erzählte mir Monate später, er habe die meiste Zeit den Kopf geschüttelt, und meinte: »Die schafft es nie! Ich bemühe mich umsonst.« Doch Madeleine und Murphy hielten dagegen an, und da Colonel Montgomery ihn persönlich aufgefordert hatte, machte er sich die Mühe, mich nicht einfach sterben zu lassen. »Mit der werden wir nur Probleme haben«, hatte er gesagt und mit der Zange in meiner Wunde herumgestochert. Nachdem er die Kugel hatte fassen können und sie mit einer umständlichen Bewegung aus der Tiefe der Wunde gezogen hatte, zündete er sich erst eine Pfeife an, bevor er sich daranmachte, die Wunde zu nähen.

Madeleine war außer sich vor Wut und schimpfte leise auf Französisch, während sie sich redlich bemühte, die Wunde so gut wie nur möglich zu säubern. Dabei hatte ihr Mac Gregor zugesehen, die Pfeife gepafft und redete darüber, was er über Weiße, die bei Indianern lebten oder gelebt hatten, dachte: »Wie die Wilden mit Gefangenen und vor allem mit Frauen umgehen, können wir niemals mehr gutmachen! Die haben solch barbarische Sitten, dass die Frauen für den Rest ihres Lebens gezeichnet und nicht selten dem Wahnsinn verfallen sind. Die Indianer sollen sogar Hunde und Ratten fressen!« Madeleine schaute ihm argwöhnisch bei der Arbeit zu und Murphy tupfte mit dem immer gleichen Tuch das Blut weg, damit Mac Gregor nähen konnte. »Ich habe Berichte gelesen, in denen Frauen aussagten, dass die Indianerinnen nicht selten schon mehrere Männer hatten, noch bevor sie geheiratet haben. Ein heidnisches Pack, diese Wilden. Frauen seien gezwungen worden, sexuelle Handlungen zu vollziehen in einem Zelt, wo andere Indianer, ob Frauen oder Männer, und sogar Kinder jeden Alters geschlafen haben. Verrucht und